Anpassung, Verweigerung, Protest - Aspekte und Tendenzen der Schweizer Literatur seit 1945 [Teil 2]

Autor(en): **Andreotti, Mario**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **66 (2010)**

Heft 1

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-421967

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Anpassung, Verweigerung, Protest – Aspekte und Tendenzen der Schweizer Literatur seit 1945 (Teil 2)

Von Mario Andreotti

Die «geistige Landesverteidigung», wenn ich den Begriff hier etwas weiter als sonst üblich fassen darf, die stets mit der Sehnsucht nach Geborgenheit in der angestammten Eigenart zusammenhing, führte in der Schweiz spätestens seit dem 18. Jahrhundert zu einer reichen Mundartliteratur.

Freilich war diese mundartlich gefärbte Literatur bis weit in die Fünfzigerjahre hinein nicht unproblematisch: Indem sie heimat- und volksverbunden sein wollte, begann sie dieses Heimatliche gegen alles als fremd Empfundene abzugrenzen, wurde sie, vor allem *vor* und *nach* dem Ersten Weltkrieg, zu einer Art Heimatschutzdichtung, die in ihrem Kampf gegen angeblich «unschweizerisches Gedankengut» mitunter sogar rassistische Züge annahm. Mundartdichter wie Meinrad Lienert, Rudolf von Tavel, Simon Gfeller und vor allem Alfred Huggenberger, um nur ein paar wenige Namen zu nennen, sind beredte Beispiele dafür.

Warum mir das wichtig scheint? Vor allem aus zwei Gründen: *Zum einen* deshalb, weil das Konzept der «geistigen Landesverteidigung», wie es in der Mundartliteratur besonders hervortrat, die jüngere Schweizer Literatur bis weit in den Fünfzigerjahren bestimmt hat. Während des Ersten Weltkrieges tauchte in der Literaturkritik das Wort «unschweizerisch» auf, zunächst auf die ausländischen Dadaisten gemünzt, ein Wort, das in den folgenden Jahrzehnten zum Massstab schweizerischer Kulturpolitik werden sollte. Es führte dazu, dass sich die Schweiz von den grossen Entwicklungen der Moderne zunehmend abschottete. Es waren dann vor allem Max Frisch und Friedrich

Dürrenmatt, die in den Fünfzigerjahren, wie bereits gesagt, den Anschluss der Schweizer Literatur an die Moderne wieder herstellten.

Und *zum andern* deshalb, weil in der Schweiz, nicht zuletzt auch als Folge der heimattümelnden Mundartliteratur, der Gegensatz zwischen den sog. Intellektuellen, den Künstlern, den Schriftstellern einerseits und dem Volk, der Allgemeinheit, der Öffentlichkeit andererseits immer stärker erlebt wurde als etwa in Deutschland oder Österreich oder gar in Frankreich.

Wenn ein Max Frisch – er galt in der Schweiz stets als Inbegriff eines Intellektuellen – die Schweizer «als hoffnungslos borniert und fixiert», Friedrich Dürrenmatt die Schweiz als «Gefängnis» und ein Jürg Läderach sie gar als «Eiterbeule» bezeichnet hat, so wird in solchen Beschimpfungen etwas von diesem eklatanten Gegensatz spürbar. In Frankreich etwa gab es den gesellschaftlich «eingebundenen Dichter», wie der Elsässer Germanist Robert Minder ihn bezeichnet hat, in der Schweiz gab es das, einmal abgesehen von ein paar Hobby- und Feierabenddichtern, so gut wie nie.

Literatur als Ausdruck «geistiger Landesverteidigung»: das Bild wandelt sich gegen Ende der Fünfzigerjahre und zu Beginn der Sechzigerjahre fast mit einem Schlag. Im Zusammenhang mit diesem Wandel sind vor allem *vier* Autoren zu nennen, deren wesentliche Leistung es war, den Anschluss der Schweizer Literatur an die Moderne wieder geschafft zu haben. Auf die zwei bedeutendsten, die beiden Überväter Max Frisch und Friedrich Dürrenmatt, wie Hänsel und Gretel stets in einem Atemzug genannt, wies ich bereits kurz hin. Sie haben die Schweizer Literatur über vierzig Jahre lang nicht nur dominiert, sondern darüber hinaus bewiesen, dass auch ein Schweizer Autor zu Weltruhm gelangen und diesen bewahren kann.

Der Angstschrei, ein Medienschrei, der sich bei ihrem Tod in den Jahren 1990 und 1991 in der schweizerischen Literaturszene erhob, bezog sich vor allem auf diesen Welterfolg. Kann es, so fragte man sich allen Ernstes, eine Schweizer Literatur *ohne* Frisch und

Dürrenmatt geben? Und falls ja: Wer könnte ihre Stelle einnehmen? Adolf Muschg, Hugo Loetscher, der inzwischen tot ist, und Peter Bichsel vielleicht. Frauen wurden dabei kaum genannt, so, als ob es sich bei der Schweizer Literatur um einen Fussballclub mit Nachwuchssorgen handeln würde.

Nun sprach ich aber von *vier* Autoren, welche nach dem Zweiten Weltkrieg die Literatur der Schweiz für die Moderne geöffnet haben. Es fehlen also noch zwei. Der eine ist *Kurt Marti* und der andere *Eugen Gomringer*. Warum nenne ich gerade diese beiden Namen? Lassen Sie es mich erklären. Ich gehe zunächst auf *Kurt Marti* ein.

Wir sprachen davon, dass die Mundartliteratur in der Schweiz sich bis weit in die Fünfzigerjahre hinein als eine Art Heimatschutzdichtung verstand, die vielfach aus einer geistigen Enge heraus das Eigene, das Überkommene verklärte und alles Fremde fast pauschal ablehnte oder gar verdammte. Kein Wunder, dass eine solche Literatur mit den Forderungen der Moderne nichts anfangen konnte. Die Dialektdichtung, von ihren Vertretern als «bodenständig», «währschaft» und «urchig» gerühmt, verstand sich denn auch als selbstständiges und isoliertes Gebilde jenseits der modernen Literatur – eine Vorstellung, die mitunter geradezu selbstmörderische Züge annahm. Der vom «Bluemete Trögli», von der «Buebezyt» und der «Häimet», «vo mym Dörfli» und vom «Berg im ebge Schnee» getragene Leierkasten-Wortschatz wurde so lange strapaziert, bis er den Geist aufgab.

Hier setzte nun zu Beginn der Sechzigerjahre der Berner Pfarrer und Autor *Kurt Marti* ein. Sein Rat an die Vertreter einer traditionalistischen Dichtung, endlich «mal ein bisschen von all den Dadaisten, Surrealisten, Existentialisten, Finisten und wie immer sie heissen mögen» zu lernen, wurde zwar mit Empörung zurückgewiesen. Der St. Galler Professor und Autor Georg Thürer quittierte Kurt Martis Rat beispielsweise mit Hilflosigkeiten wie den folgenden: «Wir leben in einer Zeitströmung, in welcher die meisten Leute das Eigenständige ablehnen und die Allerweltskultur anhimmeln…»

Doch als dann Kurt Martis erstes Dialektgedicht, das mit den «Gemüsegartenmissverständissen und den Scheiden-tut-weh-Schleichereien» gründlich aufräumte, 1962 im «Berner Bund» erschien, war das Eis für viele gebrochen. Das Gedicht trug den traulichen Titel «früelig» und provozierte folgendermassen:

hahnefuess und ankeballe
früelig trybt scho schtyf
liechti rägetröpfli falle
radioaktiv

härzig äugt dr erscht salat o
wie ne gwunderfitz
aber warschaupakt und nato
näme kei notiz.

Dass Warschauer Pakt und Nato mit einem Male das «bluemete Trögli» unsicher machten und dass nervöse Fremdvokabeln wie «radioaktiv» ein Gebiet unterwanderten, in dem sie füglich nichts zu suchen hatten – das war neu. Neu war auch Kurt Martis Standortbestimmung in seinem 1966 publizierten Essay «Die Schweiz und ihre Schriftsteller – die Schriftsteller und ihre Schweiz». In diesem Essay stellte Marti kurz und bündig fest, nationale Themen seien ausser Kurs geraten. Was die zeitgenössische Literatur beschäftigen müsse, sei allein die soziale Frage, und diese sei von internationaler Bedeutung. Es gehe nicht mehr um «nationale Selbstvergewisserung», Mythos und Geschichte hätten ihren Glanz verloren. Relevant sei einzig die Frage nach den Herrschaftsstrukturen.

Damit waren neue Themen in die Schweizer Literatur eingedrungen, Themen, die mit «geistiger Landesverteidigung», was immer man auch darunter verstehen konnte, nichts mehr zu tun hatten, sondern im Gegenteil ein ganz neues Klima schufen. Mythos, Geschichte, Heimat, Wehrhaftigkeit, Vaterlandsliebe, Naturgefühl, die bis weit in die Fünfzigerjahre hinein die Schweizer Literatur bestimmt hatten, waren mit einem Male out. An ihre Stelle traten soziale The-

men, trat vor allem die Kritik an der Schweiz und ihren vermeintlich festgefahrenen Institutionen, aber auch an ihrer Selbstgenügsamkeit, ihrem idyllisch-heroischen Schweiz-Mythos und nicht zuletzt an ihrem politischen Filz, ihren Devisenschiebereien, ihrem Fremdenhass, ihrem Missbrauch der Natur und wie die Vorwürfe der Schriftsteller alle hiessen.

Vor allem das Wort «Heimat» war den Schriftstellern zum Reizwort geworden. Zwischen ihnen und dem Establishment, aber auch dem Volk, begann sich jene verhängnisvolle Kluft aufzutun, die das schweizerische Kulturleben zum Teil bis heute bestimmt. Sie manifestierte sich zunächst in der «Gruppe Olten», jener Gruppe von 22 Schriftstellern, die 1970 unter Protest aus dem Schweizerischen Schriftsteller-Verband ausgetreten waren, nachdem dessen Präsident, der Walliser Maurice Zermatten, am damals berühmt-berüchtigten Zivilverteidigungsbuch mitgearbeitet hatte. Diesem Buch warfen die politisch durchwegs links stehenden Schriftsteller eine veraltete Widerstandsideologie, ja sogar eine Blut-und-Boden-Haltung, jedenfalls einen Rückfall in die «Geistige Landesverteidigung» vor.

Die «Gruppe Olten», zu deren Gründern Max Frisch, Friedrich Dürrenmatt, Adolf Muschg, Otto F. Walter und Peter Bichsel gehörten, nahm in den folgenden Jahrzehnten bis zu ihrer Auflösung im Jahre 2002 zu allem und jedem Stellung. Aufrufe, Resolutionen, öffentliche Versammlungen und Demonstrationen waren an der Tagesordnung. Die Gruppe trat gerne im Namen *aller* Schriftsteller auf und liess sich manchmal zu Auftritten hinreissen, die dem Ansehen des Schriftstellerstandes schadeten.

Die Konfrontation mit dem Establishment führte zu einer Verhärtung der Fronten; sie führte auch dazu, dass die Öffentlichkeit die Schriftsteller achselzuckend gewähren liess, was diese nur zu immer lauteren Kundgebungen anstachelte – ein Teufelskreis.

Höhepunkt dieser Konfrontation war wohl die 700-Jahr-Feier der Schweiz 1991, als eine Reihe von Schriftstellern, im Zusammen-

hang mit dem Fichenskandal, das Ende ihres Patriotismus verkündeten und mit dem Slogan «700 Jahre sind genug» die Abschaffung der Schweiz verlangten. «Ich bin dazu verurteilt, Schweizer zu sein», schrieb damals ein Jürg Läderach, und Christoph Geiser gab die Parole aus, nach Europa auszuwandern. Max Frisch, der seit seiner Teilnahme an einem internationalen Friedenskongress 1948 wie viele andere Schweizer Bürger von den Behörden bespitzelt worden war, sprach gar von einem «verluderten Staat». Andere wiederum riefen nach einer «Landsgemeinde der Kulturschaffenden». Mit aufklärerischer Arbeit hatte dies alles, wie bereits gesagt, freilich nicht mehr viel zu tun, aber es machte deutlich, wie sehr die Kluft zwischen den Schriftstellern, den «Intellektuellen» und der politischen und wirtschaftlichen Führung des Landes, ja des Volkes an sich, gewachsen war.

Ich habe von vier Autoren gesprochen, die nach dem Zweiten Weltkrieg die deutschschweizerische Literatur für die Moderne geöffnet haben und als letzten Eugen Gomringer genannt. Auf ihn muss ich nun kurz eingehen. Die Schweizer Literatur hat, wie bereits gesagt, ähnlich wie seinerzeit die Literatur der DDR zum Teil stark verzögert auf die literarische Moderne reagiert. Dass sie nach 1945 überhaupt reagiert hat, ist unter anderem ein Verdienst *Eugen Gomringers*, jenes Schweizer Autors, der 1925 in Bolivien geboren wurde und durch Schule und Studium in die Schweiz gelangte und hier zum Wegbereiter einer neuen Poesie, der *konkreten* Poesie, geworden ist. Wir können uns heute, nach Jahrzehnten gefühlsseliger, volksliedhaft-romantischer Natur und Liebesgedichte – man denke da an Autoren wie Siegfried Lang, Emil Widmer, Albin Zollinger und Hermann Hesse – kaum mehr vorstellen, wie wohltuend frisch Gomringers einfache, auf die blossen Signifikanten reduzierte Sprache seiner Gedichte wirkte. Man lausche nur seinem bekannten Sprachspiel aus dem Jahre 1969, das wie folgt lautet:

worte sind schatten
schatten werden worte
worte sind spiele
spiele werden worte

sind schatten worte
werden worte spiele
sind spiele worte
werden worte schatten
sind worte schatten
werden spiele worte
sind worte spiele
werden schatten worte

Oder man schaue sich gar das folgende, rein visuelle Gedicht, ein sog. Ideogramm, aus dem Jahre 1960 an, in dem das Verb «schweigen» vierzehnmal um eine deutlich markierte Leerstelle gruppiert ist, die damit ebenfalls «schweigen» bedeuten kann:

schweigen schweigen schweigen
schweigen schweigen schweigen
schweigen schweigen
schweigen schweigen schweigen
schweigen schweigen schweigen

Selbstverständlich kann es in diesem Rahmen nicht darum gehen, diese «Konstellationen», wie Eugen Gomringer sie selber genannt hat, zu interpretieren. Das habe ich in meinem Buch *Die Struktur der modernen Literatur* ausgiebig getan. Es geht mir einzig darum zu zeigen, worin das Neue, das Experimentelle der konkreten Poesie bestand und noch besteht, nämlich in einer völlig veränderten Auffassung von Literatur, deren Bezugspunkt nicht mehr wie bisher die Darstellung einer aussersprachlichen Wirklichkeit, sondern die Sprache selbst als eine eigenständige Realität ist.

Die Sprache setzt sich hier selbst zum Thema – ein Umstand, der sich für die gesamte moderne Dichtung als zentral erweist. Man kann die konkrete Poesie eines Eugen Gomringer, eines Claus Bremer, um noch einen weiteren Schweizer Vertreter dieses Genres zu nennen, lieben, man kann sie, wie der deutsche Romanist Hugo Friedrich, ablehnen, eines wird man nicht leugnen können: dass sie in ihrer

experimentellen Methode die moderne Literatur der folgenden Jahre und Jahrzehnte, vor allem die Erzählprosa, entscheidend beeinflusst hat.

Peter Bichsels frühe Prosa, aber auch Peter Lehners sog. «Zerzählungen», in denen dem Leser verschiedene Varianten eines Geschehensablaufs angeboten werden, wie auch einige Romane Max Frischs, etwa der Roman «Mein Name sei Gantenbein», und nicht zuletzt auch die Romane Kuno Räbers – ich nenne da vor allem den Roman «Die Lügner sind ehrlich» – sind ohne Eugen Gomringers Einfluss nur schwer denkbar. Ganz zu schweigen von Gomringers Einfluss auf die als «Wiener Gruppe» bekannt gewordenen österreichischen Avantgardisten Friedrich Achleitner, Hans Carl Artmann, Konrad Bayer, Gerhard Rühm und Oswald Wiener, auch wenn Artmann diesen Einfluss nie ganz gelten lassen wollte.

Konkrete Poesie – mit ihr als radikalster Gegenposition zu Heimatstil und Heimatmystik setzt in der Schweiz der 50er- und 60er-Jahre eine moderne, experimentelle Literatur ein, die man als desillusionierend und provokativ, ja zum Teil gar als destruktiv, bisweilen sogar als unschweizerisch empfunden hat. An ihr, aber auch an den verschiedenen Formen gesellschaftskritischer, politischer Literatur, die in den 60er-Jahren zunehmendes Gewicht erhielten, begannen sich die Geister zu scheiden.

Befürworter und Gegner einer Öffnung des literarischen Lebens für die Moderne begannen sich zu formieren. Die Ersteren, weil für sie die Provokation zum Wesen der Kunst, der Literatur gehörte, die Letzteren, weil sie die zeitgenössische Literatur mehr und mehr als destruktiv, ja sogar als nihilistisch empfanden.

Höhepunkt dieser Kontroverse war der sogenannte «Zürcher Literaturstreit» in den Jahren 1966/67. Anlass zu diesem Streit war bekanntlich Emil Staigers Preisrede «Literatur und Öffentlichkeit», die er am 17. Dezember 1966 anlässlich der Verleihung des Kunstpreises der Stadt Zürich im Schauspielhaus Zürich hielt. In dieser Rede be-

zeichnete Staiger, der als Ordinarius für Neuere Deutsche Literatur übrigens noch einer meiner beiden Doktorväter war, die moderne, gesellschaftlich engagierte Literatur als eine «Entartung», welche die Freiheit der Kunst Tagesinteressen opfere, und warf der Moderne insgesamt vor, sie «sympathisiere mit dem Verbrecherischen, Gemeinen» und in ihren Werken wimmle es oft «von Psychopathen, von gemeingefährlichen Existenzen, von Scheusslichkeiten grossen Stils und ausgeklügelten Perfidien». Stattdessen verlangte Staiger vom Schriftsteller, indem er sich auf eine normativ gesetzte klassische Ästhetik, vor allem auf Friedrich Schiller, berief, den Willen zu einer «auf Sittlichkeit gegründeten Menschengesellschaft»; der Schriftsteller habe sich daher um die «Heiterkeit des Schönen» und um das «Erfinden vorbildlicher Gestalten» zu bemühen.

Staigers Rede löste eine über die Grenzen der Schweiz hinausgreifende, auf beiden Seiten nicht immer sachlich geführte Diskussion aus, an der sich von Max Frisch über Hans Rudolf Hilty, Hugo Loetscher, Otto F. Walter, Paul Nizon, Kurt Marti bis zu Peter Bichsel und Friedrich Dürrenmatt fast alle Schweizer Autoren von Rang und Namen beteiligten.

Ohne auf Einzelheiten eingehen zu können, seien hier nur kurz die zwei Hauptvorwürfe genannt, welche die Autoren Staiger – ich würde meinen: zu Recht – machten: der Vorwurf der Pauschalabwertung der zeitgenössischen Literatur, ohne dass Staiger konkrete Namen von Autoren nannte – ein Vorwurf, den vor allem Max Frisch seinem ehemaligen Freund machte. Und der Vorwurf, dass Staiger zur Beurteilung der literarischen Moderne Massstäbe aus der deutschen Klassik verwende, die von dem ihnen zugrunde liegenden Welt- und Menschenbild aus völlig überholt seien. Der «Zürcher Literaturstreit» machte einmal mehr die Kluft sichtbar, die zwischen der wohlgeordneten Schweizer Bürgerlichkeit und ihrem Verständnis von Ästhetik und Moral und den kritischen Intellektuellen bestand.

In der Schweiz und ihrer Literatur wurde der Gegensatz von konservativem «Werte-Erhalten» und modernem «Werte-in-Frage-

Stellen» stets viel stärker, viel intensiver erlebt als etwa in Deutschland oder Österreich. Das hängt, politisch gesehen, wohl mit dem betont föderalistischen Aufbau unseres Landes zusammen, aber ganz allgemein auch mit den natürlichen Abwehrreflexen, die zum Wesen eines neutralen Kleinstaates gehören.

Nicht umsonst wird in der Schweiz das konservative, das Werte erhaltende Element gerne mit der Beschränkung auf das Heimatliche, das typisch Schweizerische in Verbindung gebracht, während das Moderne als das Importierte, das Fremde empfunden wird. Das war schon bei Jeremias Gotthelf so – man denke etwa an die «Schwarze Spinne» –, das war bei Robert Walser so, der als moderner Autor trotz Kafkas Hochschätzung seiner Prosa in der Schweiz erst nach seinem Tode, in den 60er-Jahren nämlich, entdeckt wurde, und das war bei Friedrich Dürrenmatt nicht anders, dessen Stück «Der Besuch der alten Dame» von Kurt Guggenheim als «unschweizerisch» bezeichnet wurde; und dies aus dem einfachen Grunde, weil Dürrenmatt sein Stück statt mit einer echten Versöhnung zwischen Claire Zachanassian, der Titelheldin, und ihrem Gegenspieler Ill mit einem Racheakt enden lässt.

Versöhnung, Ausgleich, Harmonie – das empfinden wir offenbar als typisch schweizerisch – Dissens, Konflikt, Disharmonie demnach als ausländisch, als fremd. Das dürfte mit ein Grund für die insgesamt verzögerte Rezeption der Moderne in der Schweiz sein.

Wundert es da, dass in der neueren Schweizer Literatur die Heimat jahrzehntelang das zentrale Thema war. «Heimat» bis weit in die 1950er-Jahre hinein, nicht nur in der traditionellen Mundartdichtung, als «heile Welt» verstanden, die sich gegen alles Fremde abgrenzt, die zum Mythos wird und damit dauerhafte Identität verspricht. Dann aber, in den 60er- und vor allem 70er-Jahren, geht die Assoziation «heile Welt» ganz und gar verloren. «Heimat» wird zunehmend als «Enge» empfunden, aus der man fliehen muss.

Das Fluchtmotiv wird in der Folge zu einem der häufigsten Themen in der Schweizer Literatur. So etwa bei Paul Nizon, der in

seinem «Diskurs in der Enge» 1970 Enge und Flucht als die beiden Grundbedingungen des Schweizer Künstlers nennt: so auch Hermann Burger, dessen Figuren sich in seinem 1979 erschienenen Debütroman «Schilten» gegen die Enge einer erdrückenden Welt wehren; so schliesslich auch der am vergangenen 18. August verstorbene Hugo Loetscher, der die Schweiz, gleichsam als Folge eines Fluchtreflexes, in seinen Romanen «Der Immune», «Die Papiere des Immunen» und «Herbst in der grossen Orange» vor allem von aussen sieht. Wie immer in der Schweizer Literatur Heimat erscheint, ob als spiessbürgerliche Dorfgemeinschaft oder als Gegensatz zu Entfremdung und Einsamkeit, sie ist und bleibt bis zum Tode Dürrenmatts und Frischs zu Beginn der 90er-Jahre zentrales Thema.

Freilich sprechen wir seit den 70er Jahren weniger von Heimatdichtung, einem Begriff, der geschichtlich und literarisch zu sehr belastet ist, als vielmehr von einem «Neuen Regionalismus» und verstehen darunter die Tatsache, dass in der Schweizer Literatur die einzelnen Werke häufig aus der Region als dem heimatlichen Lebensraum der Autoren herauswachsen. Gotthelfs Gemeinde «Unverstand» in seinem «Bauernspiegel» entsprechen in der zeitgenössischen Schweizer Literatur E.Y. Meyers «Trubschachen», Gerold Späths «Spiessbünzen» oder «Barbarswila», wie er «sein» Rapperswil nennt, Silvio Blatters katholisches Freiamt, Gertrud Leuteneggers Gegend um den Lauerzersee, Otto F. Walters «Jammers» am Südfuss des Jura, Hermann Burgers «Schiltwald» und «Menzenmang», Gerhard Meiers «Amrain», Peter Webers Toggenburg, um hier nur einige wenige Namen aus der Vielzahl möglicher Beispiele zu nennen.

(Der vorliegende Text ist die leicht modifizierte Fassung einer Vorlesung, die der Autor in diesem Wintersemester an der Pädagogischen Hochschule Vorarlberg und im Rahmen einer Weiterbildungsveranstaltung für Deutschlehrkräfte gehalten hat.)

Literatur:

Andreotti, Mario: Die Struktur der modernen Literatur. Neue Wege in der Textinterpretation:. Erzählprosa und Lyrik. UTB Band 1127, 4., vollst. neu bearb. und aktualisierte Aufl., Bern et al. 2009 (Haupt).